

(Nachdruck verboten.)

Proletarier.

(Bilder aus dem Leben der Rechten.)

Von Christen Bundgaard.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

Er sielte sich in einem liederlichen Dunst von Weibern. Seine Sinne arbeiteten. . . . Der Verkehr mit Weibern . . . diese Augenblide . . . er ging in die Details — — daß es vor den Augen des Kindes sprudelte und kimmerte, als würde seine Seele in Atome zer Sprengt. Als wäre die elektrische Spannung von tausenden glühender Nerven spitzen auf seinen Körper gerichtet. Ueber ihn hin fuhren heiße schmerzende Flammen und Eiseshauer. Die Bistionen vergewaltigten ihn. — — Und er lag über der Seitenwand des Bettes wie ein totes Kalb, mit im Dunkel weitgeöffneten Augen.

Nach zwei Stunden erwachte der Landstreicher und streckte einen Arm nach Bündhölzern aus. Er wollte sich einen Priem fuchen. Dann hielt er das halb verbrannte Streichholz an das Gesicht des Knaben. Ein Schimmer, und das Licht erlosch.

Aber dieser Schimmer hatte ihm zwei aufgerissene Augen gezeigt, die wie in Tränen eingekapselt waren. Zwei Augen, in denen eine Seele flüchtete — — eine kleine, arme Seele, die sich in sich selbst verborgen hatte, weil sie keine andere Zuflucht wußte.

Er saß ein Weilschen, der große Landstreicher, der rohe Mensch — — dann umfaßte er den Jungen mit seinen Armen und zog ihn an sich. An seinen nackten Körper; seine Umarmung war wie die Umarmung eines großen Affen.

Und die Angst des Knaben wich. Er vergaß seine Berlassenheit und ließ sich an dem warmen Körper des Bagabunden entlang gleiten.

Er fühlte sich unter dem Schutze dieses Menschen stehend, der so stark war, daß all das Böse ihn nicht hatte töten können.

Und der Landstreicher lag und dachte sich zurück in eine Zeit, die er selbst kaum wieder erkannte, und in der gelebt zu haben, er sich kaum vorstellen konnte — — er, der verdorbene, gefühllose Mensch; gefühllos gegenüber sich selbst, der Gesellschaft und den wilden Trieben des Lebens!

5.

Es geschah das Merkwürdige, daß der Knabe Hilfe und Zuflucht bei dem Landstreicher fand, diesem selben Landstreicher, vor dem ihn ein solches Entsetzen ergriffen hatte!

Stand er an dem großen Schwungrad der Häckelmaschine und drehte, daß es ihm in den dünnen Armen surrte, und das Blut ihm das Herz zu sprengen drohte, — dann konnte sich plötzlich eine breite Hand auf die Stange legen. Und abends, wenn die anderen fertig waren und die Ruhe genossen, dann leistete ihm dieselbe Hand wieder Beistand, daß auch seine Arbeit ein Ende nahm.

Aber am Sonntagnachmittag, wenn der Knabe frei hatte, ging er aufs Feld zu dem Landstreicher und den Kreaturen. Ueber diese Sonntagnachmittage war er sonst am aller-schwersten hinweggekommen, weil seine Muskeln dann erschlafften, während dafür die Gedanken verzerrt und marternd aus der Einsamkeit hervordrangen.

Nun konnte er in der Nachmittagsstille in dem grünen Grafe liegen und gemeinsam mit dem Landstreicher alles erzählen, was auf diese Weise in ihm aufstauete.

Oft waren die Gedanken des Bagabunden noch seltsamer als seine eigenen, und merkwürdige Dinge bekam er zu hören.

Sie lagen unter der starken gelben Sonne, die auf ihre Gehirne herabsengte, daß sie wirr wurden, und phantasierten von einem Leben, das sie leben wollten, beinahe als ob die Pilze des Waldbodens davon träumten, so groß zu werden wie die schwankenden Baumkronen.

Regnete es jedoch, dann standen sie naß und verkommen unten am Bach bei den freßkranken Esenbäumen. Ihre Phantasien kamen dann in der Regel der Erde und der Wirklichkeit näher. Der Landstreicher schlug dem Jungen vor, im Herbst bei der Herstellung von Mausefallen sein Kompagnon zu werden.

Dann wollten sie zusammen das Land durchstreifen und Geld verdienen und sich umsehen und alles versuchen und mit den anderen leben. Ja, draußen gab es Leben und große Verhältnisse. — — Und der Landstreicher schilderte, geriet in Affekt, verließ sich und kam auf seine Schlägereien und Trinkgeschichten und seine Frauenzimmerhändel zu sprechen, bis er entdeckte, daß die Begeisterung des Knaben kühl wurde und sein Gesicht einen bedenklichen Ausdruck annahm.

Stunde auf Stunde konnten sie dastehen und den sauren Gestank ihrer wolkigen Lumpen einatmen, die von Wasser und altem Schweiß getränkt waren. Dann wurden sie still und überließen sich der Hilflosigkeit, gaben sich der ganzen Welt gegenüber verloren. Sie zitterten wie kranke Hunde und fanden, daß sie das Leben nicht wert seien. Und sie schämten sich voreinander als die erbärmlichsten Stümper auf Gottes Erde.

Bis die Sonne wieder darauf los brannte und ihre dreifigen Wälge trocknete und ihr ganzes primitives Dasein vergoldete.

Es geschah auch, daß sie an lichten Spätabenden zusammen über den Bach gingen und sich auf den hohen Abhang an der Schwemme setzten.

Dann hörten sie zuweilen, wie sich die Jugend unter Gelächter und fröhlichen Rufen oben im Dorf versammelte. Sie konnten zwischen den Bäumen der Höhe einen Schimmer von den weißen Schürzen der Mädchen zu sehen bekommen, wenn diese einander unterfassend dahinschlenderten.

Sie selbst sahen da, sich wie zwei dunkle Punkte vom Rande des Himmels abhebend, wie zwei Gnommen in der tiefen Dunkelheit, und sehnten sich in der großen Stille.

Dem Lämpel entstieg ein Duft von Bilsenkraut und Drachenwurz. Auch konnten sie den Wald entlang streifen, den Blick zwischen die Stämme geböhrt, wo das Dunkel lag und froh. Oder sie legten sich an den Grabenrand und genossen die von Waldmeister parfümierte Luft.

Lagen und beobachteten die jungen Dackse, wenn sie in den gelben, wehenden Hafer hinauszugewatschelt kamen.

Sie kannten die Locktöne der Rebhühner und beobachteten mit Interesse das Heranwachsen der jungen Gäslein während des Sommers.

Es war ein milder, gewitterschwangerer Abend, und der Bachholder duftete besonders würzig. Der Knabe stand vor dem Torweg und wartete auf seinen Kameraden. So mußte er jetzt oft warten; der Freund kam nicht mehr mit derselben Regelmäßigkeit wie früher. Es war auch etwas über ihn gekommen, etwas Neues, das der Bursche nicht mit ihm teilte — Martin süßte es wohl. Es war überhaupt etwas gleichsam Geistesabwesendes in der letzten Zeit über den Landstreicher gekommen.

Was war das doch für eine Lust!

Die Erde hauchte ihm ihren heißen Atem ins Gesicht und trieb ihm das Blut schwer zu Kopfe. — Ruh — er löste die beiden obersten Hemdknöpfe am Hals und verspürte den säuerlichen Geruch, den die schweißige Haut der Brust ausströmte.

Diesen lauen Dampf, diesen transpirierenden Duft der Erde, der Luft und des Grafes zu atmen, das wirkte heftig und erregend. Lag die Erde nicht und wälzte sich und stöhnte und konnte keine Ruhe finden. Lag nicht ein unbeherrschtes Wollen, eine sinnverrückte Begierde in diesem schwülheißen Dunst, den ihr gewaltiger Körper absonderte?

Einen Augenblick, eine Sommernacht, hatte die Brunnst die träge Natur überrumpelt. Die Erde hatte mit dem Himmel gebuhlt, hatte sich umgewälzt und ihm ihren entblößten Leib zugewandt. Erglühend gab sie sich hin, als der Lichtpender sie in seine flammende Umarmung schloß.

Noch lag sie und wand sich in der Dunkelheit, frech und zynisch wie eine rohe Hure, die vor Sinneshike keine Ruhe finden kann und die Luft mit ihrem geilen Stöhnen erfüllt. — — Bis die Kühle der Morgenstunde über das erhitzte Antlitz streicht.

Es ging ein Wehen durch die Nacht, wie der Hauch heißer Mäuler — und die ganze Natur bebte gequält.

Da schlich der Knabe sich an der Gede hin. Leise, schau, als habe er heimlich ein Stellbüchlein belauscht — eine der Zusammenkünfte, wo der große siegende Trieb des Lebens seine Erfüllung gefunden hat.

Seine brennende Wange hinab fühlte er eine Träne gleiten. Es war wohl das Beste, er suchte jetzt seine Kammer auf, denn kurz war die Nacht, und nur wenig Schlaf hatte sie in dieser arbeitsreichen Zeit zu bieten.

Ein Rascheln hinter der Niederbede, ein Säusen von Weiberröden, — etwas Weißes verstand zwischen den Johannisbeerbüschen, und eine große dunkle Gestalt schob innerhalb der Bede in die Höhe.

Er erkannte augenblicklich den Landstreicher. Und er war ganz sicher, sie, die da weglief, war die Hofstocker, Bauer Lars' Maren.

Ein Säusen ergriff sein Gehirn, ein Schwindel. Erbitterung, Verlassenheit, Widerwillen umklammerten ihn eisenfest. Es ekelte ihn, alle Liederlichkeit des Lebens, der ganze unreine Dunst der Sommernacht, dieser dunstig, sinnenerhitzende Atem — und dieses heiße verwünschte Wogen im Blut, das er nicht zu dämpfen imstande war.

Er stürzte hinein und zu Bett; aber solange er wach war sah er nichts von seinem Schlafgenossen.

Seltam genug blieb der Landstreicher verschwiegen wie das Grab. Nicht ein Wort entchlüpfte ihm, das das Geringste ahnen ließ. Es pflegte ihm sonst einen Extragemuß zu bereiten, seine Weiberabenteuer in den Einzelheiten durchzugehen.

Stand er sich so gut mit der Tochter, ließ sich von seinem Verhältnis zu dem Vater kaum dasselbe behaupten.

Er hatte sich als Kuhhirt vermietet und sagte dies buchstäblich auf, während Bauer Lars geltend machte, darunter sei auch die Fürsorge für die Pferde, Kälber, Schafe usw., kurz den ganzen Viehstand einbegriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die ethnographische Ausstellung im Kunstgewerbemuseum.

II.

Das im ersten Artikel geschilderte große „Bai“ ist gewissermaßen der Clou der diesmaligen Ausstellung, — doch enthält diese noch viele andere ethnographische interessante Gegenstände.

An den Stellwänden der linken Seite des Lichthofes sind eine Reihe Photographien und Aquarelle der Frau Professor Krämer ausgestellt, die größtenteils Bootshäuser, Taropflanzungen, Eingeborenenentypen, Festtrachten, Auslegerboote usw. darstellen. Nur ein Teil dieser Aufnahmen ist jedoch auf den Pelauinseln vorgenommen, die der Stellwand 12—15; die übrigen Bilder behandeln Motive der Insel Truk (Ruf), der Hauptinsel der Zentralkarolinen und der nordöstlich von der Pelaugruppe gelegenen Insel Yap. Besonders gut ausgeführt ist ein Aquarell an der Stellwand, das ein Mädchen von Truk in Festtracht darstellt. Die hübsche, mit roten und gelben Streifen gezielte, durch einen breiten Gürtel festgehaltene Kleidmatte kommt prächtig zur Geltung. Daneben, rechts an der Wand, hängen Abbildungen von Auslegerbooten der Mortlock-Inseln. Am meisten aber dürften zwei Photographien und eine Zeichnung an der Stellwand-3 interessieren, die die Vereinerung der auf den Karolinen so sehr beliebten Brotfruchtflöße darstellen: das Weichkochen der Brotfrüchte in großen Steinöfen, das Zerstampen in Mörsern und das Formen der Klöße. Solche Klöße sind das Leibgericht der die Karolinen bewohnenden Stämme und dürfen bei festlichen Gelegenheiten ebenso wie fehlen, wie an einem Berliner Festtag Stollen und Nupstuchen. In welchen Mengen die Brotfruchtflöße bei den Festen von den Eingeborenen verpeist werden, zeigt eine rechts von der Stellwand stehende aus Callaphyllumholz geschnitzte Riesen-Holzschüssel von der Insel Truk. Uebrigens kommen bei den gemeinsamen Festlichkeiten die Dorfbewohner selbst mit diesen unsere Waschküchle an Größe übertreffenden „Säbbi“ nicht aus. Sie ziehen dann einfach eines der kleineren Boote zum Festplatz, reinigen es und benutzen es als Kloßschüssel.

Hinter dieser Riesen-Holzschüssel neben der Stellwand 8 stehen zwei große bemalte Gipsfiguren, ein Mann und eine Frau, die genau zweien Bewohnern der Insel Truk nachgeformt sind und treffend Kleidung, Schmuck und Typus der mikroneesischen Bevölkerung der Zentralkarolinen veranschaulichen. Deutlich zeigt sich, wie nahe der Typus der karolinischen Mikroneiser dem der Malaien verwandt ist, wenn auch im allgemeinen die Hautfarbe der Bewohner des Karolinenarchipels etwas heller ist wie die der Malaien, und nicht selten so leichte Hauttöne vorkommen, daß sie sich dem Mongolengelt nähern. Zu Füßen der Figuren stehen zwei große runde im Durchmesser beinahe einen Meter haltende Kalksteine, mit einem Loch in der Mitte, ähnlich den in unseren alten Windmühlen benutzten kleinen Mahlsteinen. Diese Steine sind „großes Geld“ der Insel Yap, wenn man so sagen darf, primitive Tausendmarkscheine, an welchen allerdings die Eingeborenen etwas schwerer zu tragen

haben, als wir an unseren „braunen Tappen“; denn an so einem karolinischen Geldstein haben zwei Mann zu schleppen. Dieses eigenartige Steingeld wird nicht auf Yap selbst hergestellt; die Bewohner Yaps fahren auf ihren Segelbooten nach Belau, um dort in den Höhlen der Kalkinseln, den Kogean, aus den Sinterbildungen ihre unerschöpfliche Münze herauszuschlagen.

Außerdem sind in verschiedenen Glaschränken der linken Seite des Lichthofes Hausgeräte, Werkzeuge, Schmuckstücken, Bootsmobelle usw. ausgestellt; im Schrank A zum Beispiel ein großes taneliertes Holzgefäß mit Perlmuttereinlage und verschiedene Tonlampen; im Schrank B Opfergefäße (in Doppelbootsform), Tanzstäbe und gabelartige Vorrichtungen zum Knüpfen, im Schrank E Modelle von Auslegerbooten und Fischereigeräten als Reusen, Angelhasen, Angelschnüre usw. Schrank F gehört dagegen eigentlich nicht in diese Sammlung hinein, da er nicht mikroneesische, sondern melanesische Erzeugnisse ausstellt; darunter verschiedene Arten von Steinbeilen und Steinhaden der jetzt ebenfalls zum deutschen Kolonialbesitz gehörenden Admiraltätsinseln, nördlich vom Kaiser Wilhelms-Land, dem deutschen Teil Neu-Guineas.

Der Sammlung mikroneesischer Gegenstände reiht sich im hinteren Teil der rechten Seite des Lichthofes eine Anzahl prächtiger Schnitzwerke aus Neu-Mecklenburg (Neu-Island) an, die das Schiff „Planet“ von seiner Forschungsreise mit zurückgebracht hat. Seit Neu-Island in deutschen Besitz übergegangen ist, findet man selbst in kleineren Museen reiche Sammlungen der bekannten rot und weiß bemalten neuirländischen Tanzmasken und kleinerer Holzfiguren. Die im Kunstgewerbemuseum ausgestellten Schnitzwerke bestehen aber nicht aus solchen Tanzmasken, sondern aus großen grotesken, weiß, rot und schwarz bemalten Männerfiguren aus älterer Zeit mit weiblichen Brüsten und abnormen männlichen Gesichtsteilen. Was diese Figuren vorstellen sollen, ist nicht recht verständlich. Einzelne Attribute lassen auf eine totemische (geschlechtskultische) Bedeutung der männlichen Figuren schließen, doch steht dem entgegen, daß bei den melanesischen Stämmen Neu-Islands die Abstammungsfolge in weiblicher Linie gerechnet wird, das heißt die Kinder zum Totemberband der Mutter gehören und demgemäß auch die Urahnen der Totemberbände in weiblicher, nicht in männlicher Gestalt gedacht werden. Vielleicht bringt die nähere Erforschung der alten Mythen, besonders der Stammes- und Geschlechtsurfruchtungsmythen der Bewohner Neu-Islands die Lösung des Rätsels.

Ethnographisch weniger interessant als diese massiven Holzschmuckereien der Neu-Isländer, aber auffälliger durch ihre Größe ist eine an der Stellwand 20 stehende große Tanzfigur der Wainings, der Bewohner der Gazellen-Halbinsel Neu-Pommerns (Neu-Britannien). Aus dünnen Stäben geflochten und mit Rindenzug überzogen, ragt diese plumpe Figur fast sieben Meter hoch empor.

Neben ihr hängen an der Stellwand mehrere Kopien von Buschmann-Malereien und Zeichnungen. Vor ihnen sind auf niederen Sockeln unter Glas einige besonders interessante Proben alter Buschmannskunst im Original ausgestellt, „bertiefte“ Zeichnungen auf glatten Steinflächen (sogen. Gleicherschiffen), die südafrikanische Rhinocerosse, Antilopen und Strauße darstellen. Die meisten der Buschmannmalereien stammen aus den alten Höhlenwohnungen der Buschmänner des Tugela-Distrikts (im Norden Natal). Sie sind nicht nur interessant als Proben primitiver Zeichnungskunst, sie ähneln auch den Wandmalereien in den Höhlenwohnungen der paläolithischen Menschen (d. h. der Menschen der älteren Steinzeit) Westeuropas und zugleich den Wandzeichnungen der Australier. Im ganzen stehen allerdings die ausgestelltsten Zeichnungen der Buschmänner schon auf einer etwas höheren Stufe, als die der Australier; während die australischen Tierzeichnungen in ihrer Naivität noch ganz denen unserer kleinen Kinder gleichen, die zuerst den Griffel gebrauchen lernen, tritt in den Zeichnungen der Buschmänner schon eine geschärfte Beobachtung von Einzelheiten, fast kann man sagen, ein gewisser nüchternen Realismus hervor.

Außerdem sind im vorderen Teil der rechten Seite des Lichthofes verschiedene Schnitzwerke aus dem Norden Kameruns ausgestellt, darunter eine große geschnitzte Türumrahmung aus dem Bamenda-Distrikt, ferner eine Reihe prähistorischer Funde: primitive Geräte aus Feuerstein und Knochen, wie Friemen, Feilschneiden, Schaber, Messer, Bohrer und dergleichen, meist der früheren und älteren Diluvialzeit (der älteren Moufférien- und der Magdalenien-Stufe) angehörend. Auch verschiedene sogenannte Colithen (Feuersteine mit Absplittierungen) aus den oligozänen (frühtertiären) Schichten von Boncelles (Belgien), die heute von einzelnen Prähistorikern für die ältesten menschlichen Steinwerkzeuge gehalten werden, sind vorhanden. Doch hat dieser prähistorische Teil der Ausstellung mehr für den Fachgelehrten Interesse, da die Erkennung der Unterschiede zwischen den einzelnen Formen sachmännisches Studium voraussetzt, während der ethnographische Teil auch dem nicht mit speziellen Fachkenntnissen gerüsteten Publikum verständlich ist, zumal die Museumsleitung für diesen Teil der Ausstellung einen besonderen Katalog zum billigen Preis von 20 Pf. herausgegeben hat.

Damit soll indes keineswegs gesagt sein, daß der Katalog eine Musterleistung ist. Er beschränkt sich, ebenso wie der vorjährige Katalog über Altperu meist auf die bloße Aufzählung der ausgestellten Gegenstände und einige kurze technische Beschreibungen. Das ist zu wenig. Der Katalog müßte zu Anfang eine knappe Einführung in die Kultur der Völker enthalten, deren Erzeugnisse aus-

gestellt sind; eine kurze Schilderung ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen und ihrer Lebensweise. Die ethnographischen Sonderausstellungen sind doch nicht nur für jene bestimmt, die schon allerlei Vorkenntnisse besitzen und zu Hause in ihren Bibliotheken nachlesen können, was sie im Katalog nicht finden. Sie sollten vielmehr als ein Mittel betrachtet werden, allen Schichten der Bevölkerung, auch denen, die nur eine Volksschule besucht haben, Gelegenheit zur Fortbildung zu bieten.
S. Cunow.

Neue Lyrik.

Es laufen heute viele Menschen herum, die Verse machen. Dem einen glückt es, für ihre Reimereien einen Verleger zu finden; die anderen haben die Mittel, sich einen zu kaufen. Das letztere soll gegenwärtig ein recht lukratives Geschäft geworden sein. So kommt es, daß die Zahl der Gedichtbücher, die auf den Markt geworfen werden, von Jahr zu Jahr anschwillt. Wer Interesse für derartige Druck-erzeugnisse hat, oder sie beruflich lesen muß, dem geht es weit schlimmer, als dem Lotteriespieler: die Auktionen sind zahlreicher, als irgendwo, und die wirklichen Talente rarer, denn die großen Lose. Sehr viel Nichts sagendes, viel Dilettantenhaftes und verschiedenes wenig von dauerndem Wert haben denn auch die letzten Monate wieder gebracht. Einiges davon wollen wir herausgreifen.

Da habe ich zwei Bücher, die ich Zeile um Zeile gelesen. Beide haben etwas Verwandtes miteinander: sie kritisieren und glossieren unsere Zeit. Das eine gibt sich ironisch. Das andere predigt in Fabeln. Als Kunstwerke sind beide wertlos. Aber menschlich näher treten dem Leser die Dichter: Friedrich Adler („Vom goldenen Kragen.“ Karl Vellmann, Prag) und Mandauer („Fabeln in Versen.“ Mandauers Selbstverlag, Warnsdorf i. B.), dennoch. Adler bespöttelt in heikendem Sonetten das honette, behäbige Bürgertum; er zeigt die Falschheit und Verlogenheit seiner Moral und stellt seine Schwächen an den Pranger. Oft muß man an den „Simplicissimus“ denken, dessen Mitarbeiter auch wohl der Dichter ist. Der Form nach sind Adlers Gedichte glatt und abgerundet. Sie unterhalten beim Lesen, lassen aber keinen tieferen Eindruck zurück. Liebhabern wird der spendig ausgestattete, nur einseitig bedruckte Quartband ein Prunkstück für den Salonisch sein. Mandauers Vändchen kommt bedeutend bescheidener daher. Es steckt viel guter Wille in diesem Buch. Mit dem Reim aber hapert's oft gar arg; vielfach ist er an den Haaren herbeigezogen. Die Wirkung der Fabeln leidet in den meisten Fällen daran, daß sie zu breit vorgetragen, zu lang ausgesponnen sind; hier hat Mandauer viel gesündigt, oft so viel, daß er fast unverständlich wird.

Immerhin ist das, was diese beiden Pseudopoeten bieten, noch verdanklicher, als die Kost der folgenden „Verskünstler“: Ferdinand May Kurth („Durch Mitleid wissend.“ Berlin. Kunsttheaterverlag), Georg Groeßlich („Des Herzens Golgatha.“ Berlin-Steglitz. Kraft und Schönheit. Preis 3,60 M.), Otto v. Laube („Verse.“ Berlin-Leipzig. Modernes Verlagshaus Kurt Wigand), Edward Ballazza („Aus früheren Jahrhunderten.“ Ebd.), und die Dichter der Monatschrift „Charon“ (Gr.-Lichterfelde. Charon-Berl.) In diesen Büchern ist alles Vortschwall, die Bilder sind abgebraucht, die Wirkungen nach den üblichen Klischees gearbeitet. Die Kritik hat hier nichts zu sagen. Ein paar Proben geben am besten Aufschluß über Wert oder Unwert. Ballazza ist der ehrlichste in dieser Gruppe; er gesteht seine Unfähigkeit selbst ein:

Ich hab in meinen Liedern
zu wenig Blümlein,
die ich gereiht zum Strauß,
könnt, wenn ich wollte, weihn.
Sie sind mir all mißlungen . . .

Mit der Grammatik steht dieser Dichter, der da singt: „Besitz nim ich von dir, du liches Land,“ auch nicht auf sonderlich gutem Fuße. Aber andere kommen noch besser. Sie erinnern gelegentlich an die gute Friederike Kempner. Groeßlich leitet eines seiner Gedichte z. B. also ein:

Auf meinem Schreibtisch nach erfolgter Sichtung,
hart jetzt ein Haufen Blätter der Vernichtung.

Auch in Kurths Dichtungen finden sich zahlreiche rührende Stellen wie die folgenden:

Rein, lieber Knabe, ich danke Dir schön! —
Muß gleich zu meinem Herren gehn.

Ober:

Und da ein Boot und hier ein Boot,
Und noch ein lechtes Sonnenrot . . .
Wir sind zu Drei'n in unserm Kahn
Und sehn uns groß und eigen an.
Drei Menschen und ein Sonnenschein —:
Wir sollten doch so glücklich sein!

Die Mitarbeiter der Zeitschrift „Charon“ wenden sich an die „Stillen und Verständigen im Lande“. Ihre Gemeinde muß keine allzugroße sein, denn auch im vorliegenden Hefte verlangt der Herausgeber mehr „Gegenseitigkeit“. Wenn man die Seiten des Hefchens durchblättert, kann man es verstehen, daß die „Gegen-

seitigkeit“ eine so einseitige bleibt. Viele große, bunte Worte kommen einem vor die Augen; aber diese Worte reihen sich nicht zu Sätzen zusammen, die einem Gedanken oder einer Stimmung Ausdruck geben; sie tönen einem wie ein Rollen, wie ein Stammeln ins Ohr und wirken in besonders naiven Wendungen oft grotesk und komisch.

Otto v. Laubes „Verse“ möchte ich von der Gruppe, der ich ihn oben zugeteilt, ein wenig absondern. Auch sein Buch ist reich an Plattheiten; immerhin aber sind die Mängel nicht imstande, gänzlich den Reiz einer gewählten, schönen Sprache und einer glatten und gefeiltten Form fortzuwischen. Enthält das Vändchen auch nichts Besonderes, so spricht doch fast aus jedem Gedicht strebsames Wollen und menschliche Reife.

Von ganz anderer Art sind die neuen Gedichte und Lieder Leo Hellers („Präludien der Liebe“, Berlin. „Harmonie“, Verlags-gesellschaft für Literatur und Kunst). Hier spricht ein wirklicher Dichter, der eine reiche, anschauliche Sprache und eine festgefügte Form sein eigen nennt. Nicht alles ist Gold, was in diesem Büchlein glänzt. Nur allzu oft und allzu gern spielt der Dichter mit den Worten. Ihr Wohlklang überstimmt mitunter den Sinn. Auf der andern Seite aber fügt dieser aus-gesprochene Hang zur Klangmalerei die Worte oft zu besonders starken Wirkungen von padender Gewalt. Heller schaut mit unge-trübten Augen in die Welt: er beobachtet sich und seine Mitmenschen. Und so wechseln in seinem neuen Gedichtbuch auch zarte Interieur-malereien mit kräftig hingeworfenen Szenen aus dem Arbeitsleben. Beide Arten seiner Kunst umweht aber derselbe zarte Duft lyrischer Stimmung, die Hellers Gedichten so oft, den Reiz des Volkstüm-lichen verleiht und den auch unsere Leser aus seinen Veröffentlichungen in der „Neuen Welt“, im „Wahren Jakob“ und in der „Gleichheit“ kennen gelernt haben werden.

Hugo Salus' Art ist mit der Leo Hellers in mancher Weise verwandt. Das Weiße, Innige, Anschmiegsame ist beiden eigen. Doch gräbt Salus tiefer. Das zeigt er auch wieder in seiner neuen Gedichtsammlung „Die Blumenichale“ (München, Albert Langen). Das Gewaltige, Padende ist nur spärlich gestreut in diesem Büchlein. Dafür aber sind die tauend Menschlichkeiten des Alltags mit einer bewundernswerten Feinheit behandelt, deren Wirkung durch eine vollendete künstlerische Form und durch eine bilderreiche, wenig abgebrauchte Sprache zart, aber doch merksam unterstrichen wird. Ganz gleich, welches Thema der Dichter anspricht, immer findet er die Stimmung und den Klang, die den Leser fesseln. Der Rhythmus schafft viel in den Salus'schen Versen, seine Musik täuscht über manches gewagte Wortspiel hinüber („Lichter über dem Strome“), weiß aber immer den Stoff plastisch zu runden („Das verlassene Mädchen“). Um eine Probe aus dem empfehlenswerten Buch zu geben, wollen wir das Gedicht „Vorletzte Stunde“ hierher-legen:

Jede Stunde ist Tochter und Mutter zugleich
Und macht uns arm und macht uns reich.
Und immer öffn' ich von neuem die Tür:
„Tritt ein, du Stunde, was bringst du mir?“
Sie schaut mich an: „Mich hab' ich gebracht;
So hab' ich Dein Leben reich er gemacht.“ —
„Und ärmer!“ schrei ich. Sie nickt und geht,
Die Tochter schon auf der Schwelle steht.

„Du, Deine Mutter an mich vergaß!
Bring Du mir endlich . . .“ Erst sagt sie: „Was?“
— „Das Leben!“ fleh' ich. Da geht sie schon:
„Vielleicht weiß meine Tochter davon.“

Und kommen und gehn und kommen und gehn,
Kann kaum mehr an der Türe stehn,
Und da schlürft noch eine Stunde herein,
Und die wird nimmermehr Mutter sein . . .

Viel Freude hat mir Franz Langheini's Buch „An das Leben“ (Leipzig, E. A. Seemann. Pr. brosch. 4 M., geb. 5 M.) gemacht. Eine hohe Weiße, eine sonnige Feierlichkeit atmen diese Blätter, in denen ein gereifter Mann spricht, der die Dinge um sich künstlerisch zu schauen und zu gestalten vermag. Die Abgellärtheit und Schlichtheit der ausgesprochenen Gedanken erinnert oft an Goethe, an dem sich Langheini auch wohl gebildet hat. Alles Gefühlsfehlte fehlt diesen Versen. Jegliche äußere Maché ist fast gänzlich vermieden. Ein Bauernsprößling, dem jede Schnörkelei verhaßt ist, spricht zu uns:

Ich bin von altem Bauernschlag,
Großvaters Vater lenkte den Pflug,
Und seine Arbeitsstunde schlug
Frühzeitig an vor Tau und Tag.
Vom Ahn und Urahn ward das Feld
Vor ihm mit starker Faust bestellt;
Ein Stammbaum, gewuchert aus zähem Holz,
Köpfe so hart, geruhig und stolz.

Zarte Stimmungen weiß er zu zaubern. Bilder, auf denen Sonne liegt und in denen ein wohliger Frieden träumt. Und immer wirkt er nur durch das rein dichterische Bild. Aufdringliche Wort-malerei tritt zurück. Schmückende Beiworte finden nur spärliche Verwendung. Aber durch diese Einfachheit wirkt er um so wichtiger, zieht er den Leser um so unwiderstehlicher in den Bann

feiner Gedanken und Gefühlswelt. Ich zitiere das Gebieth „Dämmerung“:

An einem Garten kam ich heut vorbei,
mir war, als ob es in der Heimat sei.
Aus Hed' und Furche ging durchs Dämmerland
der leise Herbstduft von Kartoffelbrand,
und ferner Glockenton sang übers Feld
ein Schlafenslied der herbstverträumten Welt.
Ich stand am Zaun und blüht aufs nied're Haus,
da schlich ein altes Mütterchen heraus
und trug ein Grabsteintuch in der Fingerringhand
und setzt es mühsam in das Gartenland
und grub ein Weibchen so im blassen Licht.
Ein buntes Tuch verfüllt mir das Gesicht.
Doch wie sie ruhend in die Stille schaut,
das war so heimlich alles und vertraut,
der Birnbaum, der im Abendwinde stand,
die dunklen Weinlaubkerzen an der Wand,
der leichte Rauch, der von den Schindeln wälzt,
und die gebeugte, einsame Gestalt,
die noch, bevor in Nacht ihr sinkt die Welt,
ein Ständchen Erde für die Saat bestellt.

Langheinrich versteift sich nicht auf Tragik und Pathos. Oft kommt er neckisch und launig; dabei wird er nie trivial. Denn auch hier bleibt ihm sein Können treu. Seiner Feiterkeit steht sein Künstlertum ebenso unwandelbar zur Seite wie seinem Ernst. Soziale Motive fehlen gleichfalls nicht („Das Weib des Schnitters“); in ihnen trifft er den Ton der Ballade besonders gut; die Anschaulichkeit seiner Sprache und die Schlichtheit der Bilder leisten dem Dichter hier manchen Dienst. — Das in Lexikonformat gehaltene Buch ist glänzend ausgestattet. Max Klinger und Otto Greiner haben den Buchschmuck und zahlreiche künstlerische Beiträge dafür geliefert, so daß das Werk sich nicht nur seinem Inhalt nach, sondern auch äußerlich als eine gediegene Bereicherung der zeitgenössischen lyrischen Literatur präsentiert.

Mit einer Anthologie „Die Lyrik des Auslandes“ (Leipzig, Max Hesses Verlag, Pr. kartoniert 1,80 M., in Leinen gebd. 2 M., als Geschenkband 3 M.) möchte ich meinen kritischen Streifzug beschließen. Dieses von Hans Bethge zusammengestellte Gedichtbuch, das nur die Dichter der letzten Jahrzehnte zu Worte kommen läßt, kam aufrichtig begrüßt werden, zumal als Uebersetzer nur solche zeichnen, die selbst sprach- und formgewandt und nicht ohne dichterische Befähigung sind. Es steckt viel Fleiß, viel Verständnis und viel Geschmack in diesem handlichen Wüchlein, das nicht nur die modernen Poeten Europas und Amerikas, sondern auch Ostasiens zu Worte kommen läßt. Bethge selbst hat den Dolmetsch für China gemacht. Seine Uebersetzungen lesen sich glatt, anschaulich und stimmungsvoll; in welchem Maße sie sich an die Originale halten, kann ich nicht beurteilen. Fast wie Neuschöpfungen muten die Uebersetzungen Verlainscher Gedichte durch Richard Dehmel an; sie gehen im Klang, im Versmaß, in der beabsichtigten Zartheit des Ausdrucks ganz auf das französische Original ein. Auch von Pierre Louys hat Dehmel zwei Gedichte verdeutlicht; jedoch sieht hier der Uebersetzer der Art dieses Dichters nicht mehr so nahe. Gute Uebersetzungen lieferten ferner noch: Sigmar Mehring-Frankreich; Hedwig Lachmann-Amerika, England; Gumplovicz-Polen; Paul Romer (Maeterlinck) und Christian Morgenstern-Norwegen.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Zur Läuterung des Ausdrucks. Ich lese in der Zeitung folgenden Satz: „In Mexiko ist die Lage der Arbeiterschaft eine sehr gedrückte.“ Der Schreiber dieser Worte glaubt wahrscheinlich, sich damit höchst fein und modern ausgedrückt zu haben. „Modern“ scheint ja auch zu stimmen. Denn leider sind wir trotz aller ehrlichen Gegenbemühungen so weit in der schludrigen Handhabung unserer Sprache gekommen, daß viele Tageschriftsteller ersttaunt aufhorchen, wenn ihnen gesagt wird, daß der angeführte Satz einen arzen Schnitzer enthält, der gegen ein Grundgesetz unserer Sprache verstößt. Um allen, auch dem Ungelehrten, verständlich zu sein, will ich dies Gesetz ohne alle grammatischen Fachausdrücke hier hersehen. Es lautet: Wenn man von einem Gegenstande eine Aussage machen will, die ein Urteil enthalten soll, so steht das Eigenschaftswort oder Mittelwort (hier: gedrückte), das die Aussage bewerkstelligt, ohne jegliche Geschlechtsendung. — Folglich muß der obige Satz richtig so lauten: „In Mexiko ist die Lage der Arbeiterschaft sehr gedrückte (statt: eine sehr gedrückte).“

Ist denn der bemängelte Satz unter allen Umständen falsch? Nein, das ist er freilich nicht. Wichtig wäre er, wenn vorher davon die Rede gewesen wäre, daß man bei den Lagen, in denen sich die Arbeiterschaft befinden könne, gedrückte und solche, in denen man frei aufatmen könne, unterscheiden müsse, also zwei — oder vielleicht noch mehr Sorten. Will man nun angeben, zu welcher Sorte von Lagen die Lage der Arbeiterschaft in Mexiko gehört, so muß man sagen: Die Lage ist eine sehr gedrückte. Das will der

Schreiber aber keineswegs: einteilen will er nicht, sondern nur sagen, wie beschaffen die Lage ist.

Klarer wird die Sache dem Leser noch, wenn er sich vorstellt, er habe einen Koch mit Äpfeln vor sich, in dem die guten und schlechten gemischt sind. Die Obsthändlerin sagt dem Käufer, daß sie ihm die guten aussuchen wolle. Dabei bergreift sie sich absichtlich oder unabsichtlich, der Käufer bemerkt es und sagt aus seinem ganz natürlichen Sprachgefühl heraus: „Der Apfel ist aber ein schlechter.“ D. h. er gehört zu den schlechten.

Wie die Fälle, wo man aus diesem oder jenem Grunde einteilen will oder muß, verhältnismäßig selten sind, so sollte die ihre entsprechende Ausdrucksweise auch verhältnismäßig selten sein. Statt dessen ist sie aber so gewöhnlich geworden, daß die Sprache in Gefahr ist, dadurch um eine ihrer Feinheiten gebracht zu werden. Also sagen wir getrost: Der Mann ist gut, statt: ein guter, und: der Andrang war gewaltig, statt: ein gewaltiger. Ebenso: diese Ausspinnung auf das Gebiet politischer Erwägungen war nicht sehr glücklich, statt: keine sehr glückliche.

Technisches.

Benzinmotor oder Elektromobil. Mancher, der mit etwas abgearbeiteten Nerven im Großstadtgetriebe leben muß, wird, selbst wenn er von Natur gereizten Sinnes und friedlichen Gemütes ist, eine geradezu beserzermäßige Wut über gewisse nebenquälende Erscheinungen empfinden, die nun einmal leider zum ehernen Bestande der Straße gehören. Aber selbst das Aufleuchten, Flirren und Flitzern der Glühlampen-Reflexen, die knallig in das Dunkel hineinplagen wie eine ungeschickte Bemerkung in ein gutes Gespräch, oder mit rhythmisch wechselndem Farbenpiel an das Augenzwinkern irgendeiner unsichtbaren Teufelsstraße denken lassen, ist noch ein wahrer Nervenrost im Vergleich zu den Ungeheuerlichkeiten, die gewerbmäßig von den Automobilen verschiedener Größe und Bestimmung vollführt werden. Wer über die Barbarei des Mittelalters jammert, hält sich anscheinend den Ton der Hupe nicht gegenwärtig, geschweige denn das „Widerfacher-Chor“-Gedrüll von zwanzig oder dreißig derartigen Instrumenten, die zwar einen Teil der Passanten davor schützen, unter die Pneumatik zu geraten, ihnen aber dafür das geschenkte Leben in erheblichem Maße vergällen. Dies ist jedoch nur ein Detail, das mit den eigentlichen Untaten des Automobils noch nichts zu tun hat. Wenn aber jemand wagen wollte, mittelst irgendeiner anderen Vorrichtung auf der Straße Naturerscheinungen solcher Art herbeizuführen, wie es jede Autodroschke unaufhörlich tut, so würde er in empfindlichster Weise zur Verantwortung gezogen werden. So ist es z. B. doch strenge unterjagt, auf öffentlichen Verkehrswegen mittelst Pulver oder sonstiger Sprengstoffe Pistolschüsse vorzutauschen. Das Automobil darf das und tut das, und zwar immer dann, wenn man es am wenigsten erwartet. Noch zuverlässiger ist es in der Erzeugung von staubigen und übelriechenden Wolken, über die des näheren zu sprechen ein Gemeinplatz wäre. Es gibt wohl viele, die unter diesen unangenehmen Manieren eines sonst trefflichen und wertvollen Beförderungsmittels stöhnen und dem stilleren, von Exzentrikitäten freieren Wesen des elektrischen Kraftfahrzeugs ihr Herz zuwenden. Es gibt aber auch eine Reihe von Verwendungsarten, wo es, ganz abgesehen von dem praktisch leider nicht so sehr in Betracht kommenden Gefühl der Passanten, aus technischen Gründen dazu berufen ist, die führende Stelle einzunehmen. Der „Elektrotechnische Anzeiger“ setzt die Vorteile auseinander, die eine elektromobile Feuerwehre sowohl in der Betriebsbereitschaft wie in der Oekonomie jedem anderen System überlegen machen. Das trifft auch für den Erfsah des Pferdebetriebs zu, denn in den nicht selten fünf- bis zehntägigen Pausen zwischen zwei Ausfahrten verbrauchen die Pferde an Futter genau so viel, wie wenn sie täglich in Dienst gewesen wären. Aber auch der Benzinwagen braucht außerordentlich viel Wartung. Der Motor muß täglich für kurze Zeit in Gang gesetzt werden, damit alle Teile in verlässlicher Ordnung bleiben. Im Winter ist dafür zu sorgen, daß das Öl nicht dick wird, das Wasser im Kühler und Zylindermantel nicht gefriert und vieles andere mehr. Beim Elektromobil ist auf nichts zu achten als auf Kollektor, Kontroller und Batterie. Wenn diese nach jeder Benutzung nachgesehen werden, ist die Sache erledigt und die Batterie braucht nur vor und nach jeder Ladung geprüft zu werden. Der Wagen ist jederzeit dienstbereit, und bei Alarm hat die Mannschaft nur ihre Plätze einzunehmen und rollt auf einen Helldruck des Führers ohne Zeitverräumnis von dannen. „Anwerfen“ oder Versagen sind ausgeschlossen. Wenn der Wagen längere Zeit nicht in Dienst genommen wird, so genügt es, die Ladung der Batterie, die ja von selbst etwas abnimmt, alle drei bis vier Tage zu ergänzen. Als Krankenwagen ist das Elektromobil insbesondere mit direktem Antrieb in hohem Maße geeignet, da nur durch den Wegfall der Zahnräder und jedes Uebersetzungsmechanismus ein vollkommen geräuschloser Gang gewährleistet werden kann. Aber auch als Taxameterdroschke im Straßenverkehr sind die rein technischen Vorzüge des Elektromobils erheblich. Die Strombremse gestattet ein intensives Mandrieren inmitten plötzlich auftauchender Hindernisse, dem allerdings auch im kräftigen Bau der Droschke Rechnung zu tragen ist. Wo vom technischen Standpunkt aus ein Erfsah des Benzinmotors durch den elektrischen bei Straßenfahrwerk möglich erscheint, wird solche Wandlung dem ohnedies nicht allzu erfreulichen Gesamteindruck unseres modernen Straßentreibens sicherlich zu Ruh und Frommen gereichen.